

Französische Soldaten
in Timbuktu



MALI

Kain gegen Abel

In einem Blitzkrieg vertreiben Frankreichs Soldaten die Islamisten aus den Städten des Nordens. Doch die Befreier wollen bald abziehen – und die Menschen im Land fürchten die Rückkehr des Terror-Regimes.

Hinter Colonel Paul Gèze formiert sich die Einheit. In Reih und Glied bauen sich die französischen Elitekämpfer am Flughafen von Timbuktu auf. Die Trikolore flattert im Wind, die Sonne brennt. Aber es ist einer der letzten Appelle in der sagenumwobenen Wüstenstadt. Schon rollen die ersten Panzerfahrzeuge in Richtung Niger.

Denn die französische Kampftruppe „Groupement tactique interarmes“, die Timbuktu vor knapp zwei Wochen im Handstreich erobert hat, zieht ab. Die 500 Mann starke Einheit soll Richtung Gao verlegt werden, in Timbuktu wird nur ein kleiner Militärposten zurückbleiben.

Colonel Gèze – muskulös, mit kantigem Gesicht – hat sein Hauptquartier in einem Tarnzelt gegenüber der Rollbahn aufgebaut. Nach den Angriffen durch die französische Luftwaffe waren seine Männer ohne jede Gegenwehr in Timbuktu eingerückt. Fast zu einfach war das. Ganz geheuer ist dem Oberst der schnelle Sieg immer noch nicht.

Wie viele Tote es durch die Luftangriffe gegeben hat, vermag er nicht zu sagen. Gefangene haben seine Soldaten auch nicht gemacht. Denn die Dschihadisten haben Timbuktu zwar verlassen, aber geschlagen hat Gèze sie nicht. Vielleicht haben sie sich nach Mauretanien abgesetzt, vielleicht nach Algerien. Der Offizier zuckt hilflos mit den Schultern. „Wir halten Augen und Ohren offen und fragen unsere Informanten aus“, sagt er, „irgendwo müssen die Islamisten doch stecken.“

Es ist ein seltsamer Krieg, den die Franzosen in Mali führen. Er hat mit einem Schlag das Image von Präsident François Hollande in der Welt verändert – aus dem Zauderer wurde ein entschlossener Feldherr. Seine Truppen haben die großen Städte des Nordens in einem Blitzkrieg von den Islamisten befreit. „Mehrere hundert“ Kämpfer habe man getötet, behauptet Verteidigungsminister Jean-Yves Le Drian. Aber die meisten Feinde haben sich offenbar nur zurückgezogen. Und deshalb geht unter den Menschen in den befreiten Gebieten nun die Angst um, dass der Alptraum bald wieder von vorn beginnen könnte.

Doch die Franzosen wollen unbedingt, auch aus innenpolitischen Gründen, schnell wieder abziehen. Es sind derzeit fast 4000 französische Soldaten in Mali, 1500 mehr als ursprünglich angekündigt. Am Dienstagabend sagte Außenminister Laurent Fabius, „ab März“ sollten sie das Land verlassen – „in wenigen Wochen“, relativierte Verteidigungsminister Le Drian.

Paris bat den Uno-Sicherheitsrat, Friedenstruppen zu schicken. Die Uno könnte auch den Einsatz bereits anrückender Einheiten der westafrikanischen Staatengemeinschaft Ecomog koordinieren. Denn die Kämpfe sind noch lange nicht vorbei. Le Drian gab zu, dass es etwa am Diens-

tag in der eigentlich längst eroberten Stadt Gao zu Scharmützeln zwischen islamistischen Kämpfern und französischen Soldaten gekommen war. Und im Umland aller eroberten Städte seien die Truppen bei Patrouillenfahrten auf feindliche Krieger gestoßen.

Auch Salaka Djické aus Timbuktu fürchtet sich vor den Bärtigen, die da draußen in der Wüste sein müssen. Seit die Franzosen in der Stadt patrouillieren, schminkt sie sich wieder wie früher, sie trägt eine Halskette mit Amulett, einen Armreif, Ohrringe.

Unter den Islamisten durfte sie nur verschleiern aus dem Haus gehen, sie durfte keine Musik hören, und vor allem: Sie durfte mit keinem Mann auf offener Straße gesehen werden. Es herrschten die strengen Gesetze der Glaubenskrieger, zehn endlos scheinende Monate lang.

Nach der Niederlage der malischen Regierungstruppen im April 2012 hatte eine Allianz der drei Islamistengruppen Ansar

auf dem Marktplatz verkaufen kann. „Mein Freund hatte mich abends gegen zehn Uhr abgeholt, als zwei Dschihadisten in weißen Gewändern auf mich zu stürzten und mich packten“, sagt sie. Auf ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann stand die Todesstrafe, wie wahnsinnig schrie Salaka Djické.

Aber sie konnte sich nicht mehr aus der Gewalt der selbsternannten Religionswächter befreien. Die Männer warfen sie in eine Zelle, sperrten sie zwei Tage lang ein. Dann verkündete ein hellhäutiger Mann, der nur Arabisch sprach, ein Urteil, das er wohl für milde hielt: Salaka Djické wurde zu 95 Schlägen verurteilt, auszuführen mit einem elastischen Stock, der mit Kamelleder überzogen ist.

Ein paar Straßen vom Haus der Djickés entfernt hockt ein Mann mit schlohweißem Haar auf dem Boden und klopft den Staub aus uralten Manuskriptstapeln. Der Imam Sioli Igouma Kounta, 70, betreibt hier eine der vielen Privatbibliotheken,



Islamisten-Opfer Djické: 95 Stockhiebe für eine Liebesaffäre

al-Din, Mujao und al-Qaida des Maghreb hier im Norden Malis die Scharia eingeführt. Noch immer stehen überall weiße Metallschilder in der Stadt, auf denen zu lesen ist: „Die Stadt Timbuktu ist auf dem Islam aufgebaut, und in ihr existiert nur das islamische Gesetz.“

Salaka Djické, 26, hatte sich all die Monate geschworen, nicht aufzufallen. Aber sie hatte einen Geliebten, einen verheirateten Mann. Einige Wochen hielten sie es ohneinander aus, dann begannen sie, sich heimlich zu treffen. Fast hätte Salaka Djické den Leichtsinn mit ihrem Leben bezahlt.

Jetzt sitzt sie in ihrer Lehmhütte, ihre Geschwister lärmen um sie herum; acht Menschen wohnen in dem kleinen Gebäude. Nebenan steht ein Ofen, in dem Salaka Djické Fladenbrot backt, das sie

für die Timbuktu berühmt ist. 1475 Manuskripte habe er in seiner Obhut, erzählt Kounta stolz: „Sie stammen zum Teil aus dem 12. und 13. Jahrhundert, sie sind der Schatz Timbuktus.“

„Tin buktu“, Frau mit dem großen Nabel, hatten die Tuareg die Oasenstadt am Rande der Sahara und direkt am Fluss Niger einst genannt, so die Sage. Hier formierten sich bereits im 12. Jahrhundert die Karawanen, die Gold und Sklaven aus dem Innersten Afrikas nach Norden schafften. Aus der Karawanserei wurde eine bedeutende Handelsstadt, ab dem 15. Jahrhundert entwickelte sich Timbuktu dann zu einem Zentrum des Wissens. Es entstanden etliche Moscheen und eine Universität, Koranschulen wurden errichtet und Bibliotheken. Ihre Handschriften gehören heute zum Weltkulturerbe.

REUTERS (L.); THILO THIELKE / DER SPIEGEL (R.)

Wie viele davon noch erhalten sind, ist unklar. Der malische Historiker Abdoulaye Cissé schätzt, „dass es Hunderttausende sind“.

„Als die Islamisten kamen, riefen sie uns Würdenträger alle zusammen“, sagt Kounta: „Sie trugen Sturmgewehre und erklärten, wir würden einen falschen Glauben praktizieren.“ Danach nahm Kounta seine wertvollsten Papiere und vergrub sie im Wüstenboden. Da waren sie vor den Glaubenskriegern sicher, die nur den Koran in der Stadt dulden wollten.

Die bärtigen Männer beherrschten die Stadt. Wen sie mit einer Zigarette erwischten, den warfen sie in den Kerker. Dieben hackten sie die Hand ab. Selbst Musikhören war verboten.

„Sie tauchten auf wie Gespenster“, sagt Kounta, „sie sprachen fremde Sprachen: Englisch, Arabisch, Französisch. Die malischen Islamisten kamen erst zwei Wochen nach ihnen.“ Und dann seien auch die Tuareg, die eigenen Nachbarn, plötzlich von Haus zu Haus gezogen, hätten herumgeschnüffelt und Geld gestohlen: „Sie waren zum Teil schlimmer als die Dschihadisten.“

Eines Tages ging der Imam auf den Marktplatz, um etwas Brot zu kaufen, und da sah er, wie eine junge Frau vornübergebeugt auf einem Stuhl saß. Es war zehn Uhr an diesem Januartag, die Sonne stand schon hoch, eine Menschenmenge hatte sich versammelt. „Wir wurden von Männern mit Gewehren gezwungen, dem zuzusehen“, sagt Kounta.

95-mal sauste der Kamellederstock auf den Rücken von Salaka Djické. Das Blut spritzte. Manche in der Menge weinten und wandten ihren Blick ab. Timbuktu hat rund 55 000 Einwohner, viele kennen einander. „Ich verlor nicht das Bewusstsein“, sagt Salaka Djické, „ich bekam alles mit.“ Als ihre Haut in Fetzen geschlagen war, brachte ein Bruder sie in ihr Lehmhaus, das sie bis zum Einmarsch der Franzosen dann kaum noch verließ.

„Nachdem die Franzosen die ersten Angriffe geflogen hatten und das Hauptquartier der Islamisten am Rande der Stadt in Trümmer geschossen worden war, sahen wir mitten in der Nacht im Ahmed-Baba-Institut ein großes Feuer lodern“, erinnert sich Kounta, „wir wussten: Jetzt verbrennen sie unsere Bücher.“

Kounta stochert herum in dem Haufen Asche im Innenhof des Instituts. Über 30 000 historische Schriften hatten hier gelagert, rund 2000 dürften in dieser Nacht in Flammen aufgegangen sein, dann machten sich die Krieger auf und davon. „Sie sind noch irgendwo in der Nähe“, fürchtet Kounta, „die Wüste ist groß.“

Bei einer Moschee hat der Schmied Radouane Ag Joudou, 52, sein kleines Geschäft. Er ist ein Tuareg, gehört also zu jenen hellhäutigeren Wüstenbewohnern aus dem Norden Malis, die von den tief-

schwarzen Songhai gern Rothäute genannt werden. Seit Jahrhunderten herrscht Konkurrenz zwischen den Völkern. Es sind archaische Konflikte: Nomaden gegen Sesshafte, Viehzüchter gegen Ackerbauern, Hellere gegen Dunklere – Kain gegen Abel.

Die Tuareg waren jene, die Anfang 2012 den Aufstand gegen die Zentralregierung in Bamako wagten und von denen dann viele zu den Islamisten überliefen und ihnen so den Weg ebneten. Manche Schwarze in Timbuktu halten deshalb alle Tuareg für Kollaborateure. Als die Islamisten in der Wüste verschwanden, gingen viele Araber und Tuareg mit, weil sie die Rache der früheren Nachbarn fürchteten.

Dadurch machten sie sich erst recht verdächtig. Fast alle Araber-Geschäfte in Timbuktu wurden inzwischen geplündert, ein ganzer Straßenzug verwüstet. Ag Joudou ist als einziger Tuareg geblieben. „Ich habe acht Kinder, ich bin hier geboren, wohin soll ich denn gehen?“, fragt er, und zwei Freunde vom Volk der Songhai nicken ihm beruhigend zu. „Ich hoffe, dass sie mich in Frieden lassen, denn ich habe niemandem etwas getan.“

Alle wissen: Die Terroristen sind fort, aber nicht tot. Friedenstruppen von Ecowas sollen die abrückenden Franzosen ersetzen, doch ihnen vertraut niemand so recht, und noch viel weniger der malischen Armee.

Zudem ist unklar, wie schnell die bis zu 6000 Ecowas-Soldaten vorrücken können. Sicher ist nur, dass ihre Präsenz auf Dauer kaum ausreichen wird, die Region zu befrieden. Denn in Mali geht es um weit mehr als nur darum, Terroristen zu vertreiben. Der Konflikt zwischen der Bevölkerung im Süden und den Tuareg im Norden, die sich von der Zentralregierung vernachlässigt fühlen und von denen etliche vom Drogenschmuggel leben, ist natürlich nicht gelöst.

Das Problem könne „nur durch eine ausgeglichene Verteilung der Macht im Land“ beseitigt werden, schreibt der französische Islamexperte Olivier Roy. Man könne al-Qaida nicht besiegen, indem man das Territorium besetze. Um den Islamisten den größten Teil ihres Einflusses zu rauben, müsse man auf die Gruppen zugehen, die sie unterstützen – und ihnen einen guten Grund geben, das nicht mehr zu tun. Dazu müsse man aber etwa mit den Tuareg verhandeln, statt alle als Terroristen zu brandmarken.

Auch deshalb, glaubt Roy, müssten sich die Europäer wohl auf lange Sicht in Mali als Vermittler engagieren.

MATHIEU VON ROHR, THILO THIELKE



Video:
Der Wüstenkrieg

spiegel.de/app72013mali
oder in der App DER SPIEGEL



McGeever-Anwesen in Craughwell, Unternehmer

IRLAND

Wasser und Sandwiches

Ein seit Monaten vermisster Immobilienmillionär taucht wieder auf und behauptet, gekidnappt worden zu sein. Die Polizei steht vor einem Rätsel.

Kevin McGeever hat die Bewohner von Mullingar zweimal nachhaltig irritiert. Das erste Mal vor ungefähr zehn Jahren, als er schwarz gekleidet und mit schwarzer Sonnenbrille aus einem schwarzen Hummer-Geländewagen stieg und sich in der Stadt eine Autostunde westlich von Dublin niederließ.

Das zweite Mal vor wenigen Tagen, als er verwirrt, barfuß und mit zerzausten Haaren von einem Ehepaar an einer Landstraße entdeckt wurde. Auf seiner Stirn soll mit Filzstift geschrieben das Wort „thief“ gestanden haben.

McGeever ist 68 Jahre alt und Millionär. Im Mai vorigen Jahres verschwand er und galt seitdem als vermisst. Als er nun abgemagert und unterkühlt ins Krankenhaus von Mullingar eingeliefert wurde, erzählte er der Polizei, er sei entführt und acht Monate lang in einem Frachtcontainer festgehalten worden.

Männer hätten ihn von der Straße in einen Toyota-Lieferwagen gezerrt und später in einen Container eingeschlossen, der im Boden vergraben gewesen sei. Seine Entführer hätten ihm nichts als Wasser und Schinken-Sandwiches gegeben, jeden Tag, acht Monate lang, sagte McGeever.